

1841.

Hier sind wir denn vorerst ganz still
zu Haus.

Nach jenen Worten, mit denen Fanny die italiänische Reise beschliesst, sich vornehmend, den, augenscheinlich nicht angenehmen, Eindruck der Rückkehr später ausführlich zu besprechen, folgt im Tagebuch — eine leer gebliebene Seite; das erste Lied aber, welches sie nach der Rückkunft zu komponiren Lust und Veranlassung fand, sind jene Göthe'schen Worte, deren Anfang diesem Kapitel als Bezeichnung vorangesetzt worden ist:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Thür zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler still die frohen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt,
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin,
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Aus Beidem zusammen können wir wohl mit Fug und Recht annehmen, dass jener erste Eindruck schnell vorüberging und daher die für ihn im Tagebuch augenscheinlich aufgesparte Seite unbeschrieben blieb; und dass die Behaglichkeit des Hauses bald ihre Rechte geltend machte, beweist die Stimmung,

welche zur Komposition des Göthe'schen Liedes führte. Auch an Felix schrieb Fanny bald einen sehr vergnügten Brief, und die Antwort desselben*) spricht als Wunsch aus, sie möchte „in ihrem Innern so recht reisefroh bleiben, während sie in der Heimath ruhig fortlebt.“

Häuslich und im Familienkreise waren Hensels bald eingelebt, und doch traten sie in eine durchaus veränderte Welt; im Allgemeinen war ein grosser Wechsel eingetreten; Friedrich Wilhelm III. war gestorben, und der Vierte an seine Stelle getreten, die politische Bewegung hatte angefangen und spielt fortan in allen Aufzeichnungen Fanny's eine hervorragende Rolle.

Fanny an Felix (theilweis).

Berlin, den 5ten Decbr. 40.

„— — Dass Du die Idee der Nibelungen so lebhaft aufgenommen, freut mich herzlich. Wie ich höre, hast Du Dir eine Raupach'sche Bearbeitung kommen lassen, bist also in diesem Augenblick wahrscheinlich weiter mit Deinem Plan als ich es jemals war, ich hatte mir wohl überhaupt mehr die Charaktere und die ganze Situation als eine bestimmte Scenefolge lebhaft gedacht. Die grösste Schwierigkeit möchte im Schluss liegen; denn mit der gewaltigen Metzelei kann man doch keine Oper enden und wie sonst? — Die Versenkung des Nibelungenhorts geht so zu: Nachdem Hagen den Siegfried ermordet, sieht er mit Neid Chriemhilden's grosse Schätze, die sie, wenn ich nicht irre, aus Nibelungenland kommen lässt, und in der Furcht, sie möchte sich Freunde und Rächer damit erkaufen, nimmt er sie ihr und versenkt sie in den Rhein. Ich bitte Dich, lass mich doch von Zeit zu Zeit wissen, wie es damit steht, ob der Plan vorrückt. Ferner bitte ich Dich, mir zu schreiben, ob Ihr irgend etwas Erbauliches und Beschauliches für Eure Quartettoireen habt, das ich für meine Sonntagsmusiken brauchen könnte, die ich nächste Woche anzufangen denke.

*) Felix'sche Briefe. Leipzig, 24. Oktober 40.

Mein Mann ist fleissig wie immer, führt mit Lust seine Reiseskizzenbücher aus, wenn Sebastian Nachmittags aus der Schule kommt, essen wir und führen ein behagliches, angenehmes Winterleben. Ob sich hier in der Kunst etwas regen wird, muss man erst sehn; wenn es wahr ist, was man allgemein sagt, dass Cornelius herkommt, so möchte das ein Beweis sein, dass man wenigstens Pläne hat. Denn wenn es, wie man bis jetzt glaubte, mit der Ausführung der Schinkel'schen Freskenentwürfe allein gethan sein sollte, so möchte Cornelius nicht der rechte Mann sein, an den man sich gewandt hat. Schinkel ist fortwährend in dem traurigsten Zustande, seine geistige Thätigkeit ist ganz dahin. Mein Mann ist vielleicht der einzige hiesige Künstler, der sich aufrichtig über Cornelius' Herkommen freuen würde. Die Grimm's kommen in diesen Tagen, auch mit Rückert soll man in Unterhandlung stehn. Bei dem allen aber bleiben unsere Zeitungen so elend als sie waren, die Pietisten haben Oberwasser, und die persönliche Regierung scheint in hohem Masse gehandhabt zu werden. Was sagst Du denn zu der französischen Politik? Und wie gefallen Dir die Debatten in der Kammer? Ist das nicht höchst traurig! Auch für uns traurig, denn wie breit macht sich nun das Philisterium und sagt: Da seht Ihr nun konstitutionelle Staaten!“ —

Zu den bedeutenden Männern, auf die der König sein Augenmerk gerichtet hatte, um sie nach Berlin zu ziehen, gehörte auch Mendelssohn Bartholdy. Schon im November 1840 hatte man sich an dessen Bruder Paul gewandt, um diesen zu sondiren und Mittel und Wege mit ihm zu berathen, wie die Berufung in's Werk gesetzt werden könnte? Er erbot sich sofort, selbst nach Leipzig zu reisen, theilte den Zweck der Reise geheim Fanny mit, verschwieg ihm aber vorerst seiner Mutter und Rebecka, um beiden sehr leidenschaftlichen Naturen nicht, vielleicht vergebliche, Hoffnungen zu erregen. Die Propositionen, deren Ueberbringer Paul war, sahen sehr schön aus und schienen einen ausserordentlich segensreichen Wirkungskreis zu versprechen. Es wurde beabsichtigt, die Akademie der Künste in vier Klassen einzutheilen, nämlich:

Malerei, Skulptur, Architektur und Musik, und jeder Klasse einen Direktor vorzusetzen, welchem nach einer bestimmten Reihenfolge abwechselnd die Oberleitung der Akademie zugedacht war. Die musikalische Klasse, zu deren Direktor man Mendelssohn ausersehen hatte, sollte im Wesentlichen aus einem grossen Conservatorium bestehen, und es wurde in Aussicht genommen, dass dieses einst, in Verbindung mit den Mitteln des Königlichen Theaters, öffentliche Concerte, theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts geben sollte. —

Die Sache klang sehr verlockend und der Gedanke, dass damit eine Gelegenheit endlich gegeben sein möchte, Felix wieder nach Berlin zu ziehen und ein Zusammenleben der ganzen Familie zu ermöglichen, warf natürlich ein grosses Gewicht in die Wagschaale sowohl bei den Geschwistern, die Annahme dringend zu wünschen und zu befürworten, als auch bei ihm, anzunehmen. Nichtsdestoweniger stiegen gleich von Anfang an bei Letzterem starke Zweifel auf, nicht sowohl daran, dass der Plan, wie er aufgestellt war, ausgeführt werden könnte, als dass er ausgeführt werden würde; und wir werden im weiteren Verlauf dieser Angelegenheit sehen, wie richtig er die Verhältnisse beurtheilte. Er kannte die Unbestimmtheit, mit der der König solche Dinge behandelte; alle Auswärtigen, welche er nach Berlin gezogen hatte, waren in der vagesten Weise berufen, sie gingen in Berlin spazieren, verzehrten grosse Summen und hatten eigentlich Nichts dafür zu thun; man hatte nicht Stellungen, zu deren Bekleidung die Männer bestimmt waren, sondern man holte sich Männer und suchte nun vergeblich Stellungen für dieselben auszumitteln; Mendelssohn wollte vorerst den genau bestimmten Wirkungskreis kennen lernen, in den einzutreten er berufen sein sollte, und darüber begannen nun die Verhandlungen, denn es zeigte sich sofort, dass er damit den faulen Punkt der Sache getroffen hatte, — der Wirkungskreis war nicht da, — und fand sich auch nicht. Sein Blick war durch Lebenserfahrungen geschärft: in seiner Düsseldorfer Wirksamkeit hatte er selbst unter dem Einfluss unbestimmter Verhältnisse gelitten und gerade das Geordnete, Feste der Leipziger Stellung war ihm sehr ange-

nehm und förderlich gewesen. Daher stellte er gleich von Anfang an Bedingungen, die für das Berliner Verhältniss ähnliche feste, ein für alle Mal sichere Normen schaffen sollten; er wollte die Sache möglichst klar und unzweideutig machen und spätere unnütze Schwierigkeiten vermeiden, sie von vorn herein aus dem Wege räumen. Der öffentliche Wirkungskreis sollte bestimmte Ressortverhältnisse haben, die Zeiten der Concerte vorher angesetzt und die Musiker der verschiedenen Kapellen und die Sänger verpflichtet sein zur Mitwirkung (ähnlich wie in Leipzig die Thomaner und Mitglieder der Theaterkapelle in Bezug auf die Gewandhausconcerte), er wollte den Musikern gegenüber „despotisch“, wie er sich ausdrückt, und auch in der äussern Stellung zu ihnen mächtig (nicht 'blos pekuniar brillant) dastehen, und nicht von dem guten Willen eines Jeden abhängen. Die Idee, auch allenfalls als blosser angestellter Komponist, ohne bestimmten Wirkungskreis, in der Weise der anderen „grossen Männer“ zu kommen, wies er schon im ersten Brief entschieden zurück. — Die Berliner Verhältnisse kannte er genugsam, um zu wissen, dass ohne solche unbedingte Machtvollkommenheit selbst bei den speciellsten Befehlen des Königs es höchstens zu vereinzelt und daher wirkungslosen Concerten kommen könnte, weil alle möglichen Gegenwirkungen und Eifersüchteleien seitens der verschiedenen Institute und ihrer Leiter gar zu freien Spielraum haben würden. Die Intendanz der Oper, die Direktoren der Singakademie und manche Andere wären nicht unter einen Hut zu bringen gewesen. Das Alles setzte er offen auseinander und liess merken, dass er zwar zur Uebnahme der Stelle sehr geneigt sei, aber durchaus des kräftigsten Rückhaltes bedürfe und ohne denselben das Amt, da es doch einmal ein öffentliches sein solle, nicht durchführen könne. Geld und augenblickliche Bereitwilligkeit seien zwar sehr viel werth, aber beide hülften nichts, ohne vollkommene Beruhigung und Sicherheit für die Zukunft, und ohne diese könne er seiner Leipziger Stellung nicht entsagen. Letztere hatte sich allerdings im Lauf der Zeit so angenehm wie möglich gestaltet und gerade damals war man im Begriff, ein

recht bedeutendes Legat eines Leipzigers dem Conservatorium zuzuwenden, überhaupt war es Mendelssohn gelungen, durch seinen persönlichen Einfluss viel für das Musikwesen dieser Stadt zu thun; und seine Beliebtheit und Popularität in Leipzig war ganz ausserordentlich. Nicht mit Unrecht schrieb Lea bei Gelegenheit des Bachdenkmals, welches Felix durch den Ertrag eines, nur aus Bach'schen Sachen bestehenden Orgelconcerts gebaut hatte: „In Leipzig kann er wirklich ankündigen, er werde sich auf den Markt mit einer Nachtmütze hinstellen, die Leute bezahlen auch Entrée!“ —

Die Verhandlungen mit Berlin verschwimmen sofort in's Formlose; gleich der nächste Brief des Herrn von Massow, der vom König mit diesen Verhandlungen betraut war, klingt schon statt bestimmter und präciser, viel allgemeiner; auf die gestellten Fragen wird gar nicht eingegangen, es ist nur immer von Gehalt und Titel die Rede und es zeigt sich immer mehr, dass vorerst, und wahrscheinlicher Weise für immer, die Stellung in der Luft zu schweben bestimmt sei. Zugleich kamen aber nun auch Briefe von andrer Seite; begreiflicherweise fassten die Familienmitglieder nur die glückliche Möglichkeit in's Auge, den Bruder, den Sohn in Berlin dauernd zu sehn und bestürmten ihn, die „glänzenden Anerbietungen“ des Königs anzunehmen; und nirgend vielleicht in seiner ganzen Laufbahn zeigt sich Mendelssohn's eiserne Pflichttreue in so hellem Lichte, als hier. Die Versuchung war nicht gering; warum sollte er nicht ebenso gut wie viele Andere dem ehrenvollen Ruf folgen, er, den noch Kindes- und Geschwisterliebe nach Berlin zogen; was kümmerte es ihn, wenn man für das hohe Gehalt wenig von ihm verlangte? Wenn man ihn nicht zu benutzen verstand, so war das ja nicht seine Sache! — Aber er hielt es für Unrecht und gewissenlos und nichts konnte ihn dazu bewegen. Er sah, selbst für das Familienverhältniss würde es auf die Dauer nicht erspriesslich sein, wie er klar in seinem Briefe an Paul vom 2. Januar 1841 ausgesprochen hat.

Der Briefwechsel ging hin und her, Felix bekam die gewünschten Statuten und schreibt über dieselben ganz entsetzt

an Paul. *) Sollte man's glauben, dass, nachdem die umfassendsten Pläne gemacht worden waren, nachdem Mendelssohn, wie wir sehen werden, Jahr und Tag mit redlichstem Eifer an der Besserung gearbeitet, sich Alles im Sande verliet, und die Verfassung der Akademie noch ein Menschenalter hindurch in demselben verrotteten Zustand blieb, in den nächsten fünfundzwanzig Jahren die Sache nicht einen Schritt weiter gebracht, nicht ein Atom gebessert wurde? Und es war nicht etwa eine übelwollende, krittelnnde Opposition, die die damaligen Zustände für unhaltbar erklärte, sondern die Leiter der Institute selbst, den Kultusminister an der Spitze! —

Und gerade, als sollte der Abschied von Leipzig Mendelssohn gefissentlich noch erschwert, der Unterschied zwischen dem dortigen und dem Berliner Musikwesen ihm recht eindringlich vor Augen geführt werden, gestaltete sich in dieser Zeit Alles in Leipzig sehr günstig für die musikalischen Aussichten. Der König von Sachsen war zu einem Concert nach Leipzig gekommen und dieser Besuch und das Wohlgefallen des Königs an dem Gehörten und Gesesehenen hatte den Gewandhausaufführungen einen grossen Schwung gegeben und eine Menge Dinge erleichtert, an die sonst noch lange nicht zu denken gewesen wäre: sogar die Dotation, für deren Hergabe zu Leipziger musikalischen Zwecken sich Felix sehr lebhaft verwendet hatte, stand in naher Aussicht; mit einem Wort, in Leipzig ging die Sache vorwärts, ganz nach seinen Wünschen, während sie in Berlin immer nebelhafter wurde.

Doch machte er sich im Mai 1841 mit der ganzen Familie auf nach Berlin, denn mit dem Schreiben, das sah er nun ein, war nichts geholfen. Aber die mündlichen Unterhandlungen wurden ebenso, wie die schriftlichen, immer verwirrter und unverständlicher; man gerieth aus dem Hundertsten ins Tausendste, der König kam mit immer neuen Projekten, die Alles immer mehr komplicirten und endlich war man nahe daran, alle Unterhandlungen abubrechen. Da wurde noch schliesslich eine Einigung erzielt: Mendelssohn sollte sich auf

*) Felix'sche Briefe, 13ten Februar 1841.

ein Jahr dem König zur Disposition stellen und es sollte während dieser Zeit die grosse Reorganisationsfrage der Akademie mit Musse berathen und — zu den Todten gelegt werden. Dass dies der Ausgang der Sache sein würde, war wenigstens für ihn von vornherein klar. Nach einem Jahr sollte es sowohl ihm als dem König frei stehn, das Verhältniss wieder zu lösen. — Das war nun das Resultat so langer Anstrengungen! Es ergibt sich aus allen vorhandenen Briefen, dass es hauptsächlich die Rücksicht auf die Mutter war, welche die Enttäuschung nach so schöner Hoffnung schwer getragen haben würde, die ihn bewog, auf dieses kuriose Verhältniss einzugehn, dessen Haltlosigkeit er sich nicht verbergen konnte. Das Resultat der Unterhandlungen ist in dem Massow'schen Bericht an den König*) niedergelegt, aus dem auf's Klarste hervorgeht, dass die Schwierigkeiten nicht von Felix, sondern lediglich von der andern Seite ausgingen. Einstweilen kehrte er am 24sten Mai mit den Seinigen nach Leipzig zurück, um Alles zur Uebersiedelung vorzubereiten; seine Vorschläge für die Umgestaltung der Akademie fasste er in einem dem Minister Eichhorn eingereichten *Promemoria**) zusammen, das natürlich „schätzbares Material“ blieb.

Felix' Rückkehr nach Berlin verzögerte sich — denn es war schon wieder einmal Alles anders und die Verabredungen, welche mündlich getroffen waren, schienen vergessen. Man war damals übereingekommen, dass es nothwendig sei, damit er den „Königlichen“ Musikern, der Kapelle, den Theater-sängern gegenüber, die sich alle als ein Stückchen Beamten fühlten, mit Gewicht auftreten könnte, ihm auch ein Endchen Beamtenzopf anzuhängen und ihn zum Kapellmeister zu ernennen. Es war wahrhaftig nicht leidige Titelsucht (um so weniger kann man diesen Verdacht hegen, als er denselben Titel schon in Sachsen bekommen hatte), aber er kannte seine Berliner und wusste, dass zum Gelingen seiner Pläne eine solche Stellung nöthig sei; es war sogar Massow gewesen,

*) Felix'sche Briefe. „Berlin, Mai 1841.“

der bei seiner Kenntniss der Verhältnisse eine solche „Rang-erhöhung“ empfohlen hatte. Nun kam im Juli ein Brief des Ministers Eichhorn, der alles Vorhergegangene wieder ignorirte und ihm nur die Alternative liess, entweder ohne jede weitere öffentliche Anstellung und ohne Kapellmeisterschaft nach Berlin zu gehn und dreitausend Thaler daselbst zu verzehren, oder alle Verhandlungen abubrechen; es bedurfte abermaliger Schreibereien, um wenigstens den *status quo* vom Mai wiederherzustellen. Alle diese Winkelzüge und Zweideutigkeiten ärgerten ihn aber natürlich sehr und versetzten ihn, schon ehe der Anfang der Berliner Laufbahn gemacht war, in die böseste Stimmung, die sich auch in seinen Briefen aus dieser Zeit an vertraute Freunde rückhaltlos Luft macht*).

Indessen liess er sich durch diese Stimmung in seiner Production nicht anfechten. Er „schrieb Noten“, wie er Franz Hauser mittheilt, und diese Noten waren die Komposition der *Antigone*. Der Gedanke war, wie tausend andre, dem König einmal durch den Kopf gegangen; Felix fasste ihn auf, las die *Antigone* durch, die Sache leuchtete ihm ausserordentlich ein, aber sie wäre wohl wie alles Andere wieder vergessen, verschoben, verzettelt worden, wenn er nicht das Eisen geschmiedet hätte, so lange es warm war, und in Verbindung mit Tieck eine Verschleppung verhindert hätte, zu der man grosse Lust bezeigte.**)

Bei dieser Arbeit kam Mendelssohn seine klassische, durch Heyse erworbene Bildung, vor Allem seine gründliche Kenntniss des Griechischen, das er nie hatte liegen lassen, zu Statten. Mit Tieck und Böckh zusammen ging er das Stück durch, die Donner'sche Uebersetzung wurde zu Grunde gelegt, natürlich aber musste manches in den Chören, was unsanglich war, geändert werden. Er wollte durchaus nicht antik komponiren, nicht solche Musik machen, wie sie möglicherweise die alten Griechen zur *Antigone* gehabt haben, sondern seine Musik sollte die Brücke schlagen zwischen dem antiken Stück und den modernen

*) Felix'sche Briefe an Klingemann 15. Juli 1841, an David 9. August 41, an Hauser 12. Oct. 41.

***) Felix'sche Briefe, 21ten October 1841.

Menschen. Sehr richtig sagt Fanny Hensel*), „dass die Musik viel beigetragen, uns das Verständniss des Ganzen näher zu führen, ist wohl gar keine Frage, hätte sich Felix auch streng antik halten wollen, wir und das Stück wir wären nicht zusammen gekommen.

„Ende Oktober kam Antigone zuerst im neuen Palais in Potsdam auf dem Königlichen Privattheater vor einer eingeladenen Zuhörerschaft zur Aufführung. Die Bühne wurde ganz nach Art der alten griechischen eingerichtet. Das Wetter war herrlich, wir fuhren Alle mit der Eisenbahn hinüber, auf dem Dach des Bahnhofes war Mittagbrod für uns bestellt, während wir assen, kam mit einem späteren Zug das ganze kluge und gebildete Berlin an, welches Zeuge der ersten Vorstellung sein sollte. Der Anblick des kleinen Hauses und des Theaters war überraschend schön. Ich kann nicht sagen, wieviel schöner und nobler ich diese Einrichtung finde, als unsere löschpapierne Koulissenwirthschaft mit der abgeschmackten Lampenreihe unten. Wann ist wohl je Beleuchtung von unten gekommen? — Schon das Fallen des Vorhangs beim Anfang, so dass man die Köpfe der Spieler zuerst sieht, ist weitaus vernünftiger, als unsere Mode, wo wir mit deren Beinen zuerst Bekanntschaft machen. Die Crelinger mit ihrer wunderbar schönen Art zu sprechen, war eine ausgezeichnete Antigone und brachte den edeln Geist und die hohe Würde dieser idealsten Frauengestalt vortrefflich zur Erscheinung. Es war wohl das Interessanteste, was in langer Zeit auf der Bühne vorgegangen war, und der gewaltige Ernst, die tiefe Bedeutung dessen, was man sah und hörte, verfehlte seinen Eindruck auch auf Diejenigen nicht, denen das wahre Verständniss nicht aufgegangen war. Das Unternehmen machte grosses Aufsehen, und die Antigone wurde bald auf allen grösseren Bühnen aufgeführt; nebenbei erregte sie auch eine Menge Streitfragen antiquarischen Inhalts, die in den Zeitungen mit deutsch-breiter Gründlichkeit und — Langweiligkeit durchgefochten wurden.“

In Berlin wurde die Antigone im April 1842 zuerst im

*) Tagebuch.

Schauspielhause öffentlich gegeben. Von allem weiteren Schreiben über die Antigone hielt sich Mendelssohn, nach seinem stets festgehaltenen Gesetz „öffentlich stumm zu sein“, vollkommen fern. Er hatte die Antigone geschrieben und überliess das Weitere Denen, die dazu Lust und Beruf in sich fühlten.*)

Natürlich war der Sommer 1841 und der darauf folgende Winter auch anderweitig in Folge von Mendelssohn's Anwesenheit in Berlin reich an musikalischen Ereignissen. Es wurden einige grosse Konzerte gegeben, die er dirigierte. Aber auch die „Sonntage“ waren in grossem Flor und wurden durch ein höchst brillantes Publikum besucht, das theilweise ebenso viel zu dem Interesse beitrug, als die Musik. Einmal war es der eben angekommene Cornelius, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog; ein anderes Mal Bunsen und Felix, ein drittes Mal Thorwaldsen; und um diese Mittelpunkte gruppirte sich eine zahlreiche Versammlung, Alles, was Berlin an Notabilitäten, an Schönheit und an Vornehmheit hatte, in sich schliessend. Der 17te Band der Portraitsammlung Hensels giebt Zeugniß von der ausgezeichneten Gesellschaft, die sich in diesem Jahr einfand: in diesem einen Bande sind die Portraits von Thorwaldsen, der Sängerin Pasta, des Violinspielers Ernst, der Unger-Sabatier und ihres Mannes. Ausserdem Liszt, der in Berlin bei diesem ersten Aufenthalt einen rasenden Enthusiasmus erregte. Demnächst Lepsius, der berühmte Aegyptologe, Böckh, der grosse Philologe, der in dieser Zeit Leipzigerstrasse No. 3 Hausgenosse wurde, ferner Mrs. Austin, die bekannte englische Schriftstellerin. Der geistreich aufgefasste Kopf des Fürsten Radziwill, des Sohnes des Faust-Komponisten, beschliesst diesen Band, einen der interessantesten der ganzen Sammlung.

Mendelssohn verliess im Frühjahr Berlin (die weiteren Verhandlungen wurden bis zum Herbst vertagt) und ging nach kurzem Aufenthalt am Rhein, unter Zurücklassung der Familie, nach England, wo er diesmal mehr als je gefeiert

*) Felix'sche Briefe an Dehn 28. Oct. 41, an Stern 27. Mai 44.

wurde. Von seinen Erlebnissen handelt ein veröffentlichter Brief vom 21sten Juni 1842.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, schrieb er am 19ten Juli 1842:

Mein liebes Mütterchen!*)

„Da wären wir wieder froh und glücklich, nach froher und glücklicher Reise, und die lieben Kinder haben wir gesund und prächtig angetroffen, und Dein lieber Brief sagt uns dasselbe von Euch Allen, und ein blauer Himmel und warme heitere Luft bringt einen unvergesslich schönen Tag nach dem andern — wenn nur der Mensch wüsste, wie er sich dankbar genug für so grosse Freude beweisen könnte. Ich bin auch gar zu gern in Frankfurt, bei so vielen guten Freunden und Verwandten, in der herrlichen Gegend; alle Morgen um sechs geh ich spazieren, nach der Darmstädter Warte zu und wenn ich wiederkomme, sind die Kinder eben aufgestanden und alle beim Frühstück, und die Aussicht auf Paul und Albertine und die Schweiz trübt einem den Sinn eben auch nicht sehr. Wollte Gott all' die frohen Aussichten erfüllen und die Freude über die vergangenen und bevorstehenden für Dank nehmen! Cécile hat sich heut früh entschlossen, mitzureisen und die Kinder abermals hier bei der Mutter zu lassen, die sich gar zu sehr mit ihnen freut. Es wird Cécile aber noch zehnmal wieder leid werden vorher; doch hoffe ich sie endlich flott zu machen, und Paul's werden auch das Ihrige dazu beitragen.

Gestern Abend, als ich mit Veit und Bernus eben auf den Mühlberg fahren wollte, begegnet uns Hiller mit seiner Frau; auf dem Dampfboot fuhren wir mit Mad. Mathieu, dann mit Herrn und Mad. Rubens**), in Mainz plauderten wir eine Weile mit Woringen's, die uns zur Eisenbahn geleiteten, der Prinz Friedrich hielt uns unterwegs so lange auf, dass wir beinahe zu spät gekommen wären, er kam eben von Rom

*) Dieser Brief ist in vortrefflicher Uebersetzung in das Leben des Prinzen Albert von Theodor Martin aufgenommen worden.

**) Berliner Bekannte.

zurück, Schlemmer mit seiner Frau eben von Ems, Julie Schunk Jeanrenaud eben viel wohler von Dresden, Rosenhain von Paris, Benecke senior von London, junior von seinem Gut, Alles hier am Fahrthor zusammen. So leben wir alle Tage! —

Noch muss ich Dir Einiges von London nachtragen, von den Tagen nach unserer Manchester Fahrt. Ich konnte mich nicht entschliessen, nach Dublin zu gehn, weil man zwölf Stunden zur See bleibt bis dahin, und der Gedanke zerschlug alle Unterhandlungen. In Manchester lebten wir mit den Onkels und Tanten*) zwei stille Tage, aber wie wir wieder nach London kamen, ging der Wirbelwind noch einmal los! Auf's mündliche Erzählen will ich mir aufsparen, wie schrecklich sich Cécile von Sir Edward Bulwer die Kur machen liess, und wie der alte Rogers (Sam Rogers, kennst Du ihn?) mit ihr *hands shakte*, und sie bat, sie möge ihre Kinder ebenso liebenswürdig erziehen und ebenso gut Englisch sprechen lehren, wie sie selbst (dies machte Aufsehn), und wie Mr. Roebuck hineinkam (frag' Dirichlet, wer das ist!), *à propos*, in Aachen haben wir eine ordentliche Visite bei Meyer's gemacht, aber in Cöln konnten wir kaum zwanzig Minuten bleiben und haben deshalb Louise Hensel nicht aufsuchen können; — und ferner, wie wir bei Benecke's Sprüchwörter auführten, und Klingemann einen westindischen Pflanzer und Sir Walter Scott vorstellte, und wie die philharmonischen Direktoren mir ein *fish dinner* in Greenwich gaben, mit *White bait* und Reden, und wie bei Moscheles meine Chöre zur Antigone gesungen wurden (das werde ich Euch am Klavier nachmachen; ich glaube Beckchen lacht schon; aber warum schreibt sie gar nicht?), und wie ich Herrn v. Massow noch eben im Brunswick Hôtel abpasste und Herrn Abeken bei Bunsen sprach, ach! und wie wir bei Herrn und Mad. Bunsen dinirten mit grosser Langeweile, — das Alles beschreibe ich genauer mündlich, wie gesagt. Aber die Details von meinem letzten Besuch in Buckingham Palace muss ich gleich schriftlich geben, sie amüsiren Dich zu sehr, liebe Mutter, und mich dazu. Wie Grahl sagte

*) Von Cécile.

— es bleibt dabei — das einzige freundliche englische Haus, so recht behaglich, und wo man sich *à son aise* fühlt, ist Buckingham Palace, — ich kenne zwar noch einige andere, aber im Ganzen stimme ich ihm bei. Ohne Spass, Prinz Albert hatte mich auf den Sonnabend um halb zwei zu sich einladen lassen, damit ich vor meiner Abreise seine Orgel noch probiren möchte, ich fand ihn ganz allein, und wie wir mitten im Gespräch sind, kam die Königin, ebenfalls ganz allein, im Hauskleid — sie müsse in einer Stunde nach Claremont abreisen, sagte sie; „aber mein Gott, wie sieht es hier aus“, setzte sie hinzu, indem sie sah, dass der Wind von einem grossen ungebundenen Notenheft alle Blätter einzeln auf das Pedal der Orgel (die einen hübschen Zimmerschmuck bildet) und in die Ecken geworfen hatte. Indem sie das sagte, kniete sie hin und fing an, die Blätter zusammensuchen, Prinz Albert half und ich war auch nicht faul. Darauf fing der Prinz an, mir die Register zu expliciren, und während dessen sagte sie, sie wollte es schon allein wieder in Ordnung bringen.

Darauf bat ich aber, der Prinz möchte mir lieber erst etwas vorspielen, ich wollte damit in Deutschland recht renommiren; und da spielte er mir einen Choral auswendig mit Pedal so hübsch und rein und ohne Fehler, dass mancher Organist sich was daraus nehmen konnte, und die Königin, die mit ihrer Arbeit fertig geworden war, setzte sich daneben und hörte sehr vergnügt zu; darauf sollte ich spielen und fing meinen Chor aus dem Paulus „Wie lieblich sind die Boten“ an. Noch ehe ich den ersten Vers ausgespielt hatte, fingen sie Beide an, den Chor ordentlich mitzusingen und der Prinz Albert zog mir nun so geschickt die Register zum ganzen Stück, erst eine Flöte dazu, dann beim *For*te voll, beim *o dur* Alles, dann machte er mit den Registern solch ein excellentes *Diminuendo* und sofort bis zum Ende des Stücks, und das alles auswendig, dass ich wirklich ganz entzückt davon war und mich herzlich freute. Dann kam der Erbprinz von Gotha dazu und es wurde wieder konversirt und unter Andern sagte die Königin, ob ich neue Lieder komponirt

hätte, und sie sänge die gedruckten sehr gern. „Du solltest ihm mal eins vorsingen,“ sagte Prinz Albert. Sie liess sich erst ein wenig bitten, dann meinte sie, sie wollte das Frühlingslied in *b dur* versuchen. „Ja, wenn es noch da wäre, denn alle Noten wären schon eingepackt für Claremont.“ Prinz Albert ging, es zu suchen, kam aber wieder, es sei schon fortgepackt. „O, man kann's vielleicht wieder auspacken,“ sagte ich. „Man muss nach Lady N. N. schicken,“ erwiderte sie (ich verstand den Namen nicht). Da wurde geklingelt und die Bedienten liefen und kamen verlegen wieder, und dann ging die Königin selbst, und während sie fort war, sagte mir der Prinz Albert: „Sie bittet Sie auch, dies Geschenk zum Andenken zu nehmen,“ und gab mir ein kleines Etui mit einem schönen Ring, auf welchem *V. R. 1842* gravirt steht, und dann kam die Königin wieder und sagte: „Lady N. N. ist fortgefahren und hat alle meine Sachen mitgenommen, — ich finde es doch höchst unschicklich.“ (Du glaubst nicht, wie mich das amüsirte). Nun sagte ich, sie möchte mich doch nicht den Zufall entgelten lassen und irgend was Anderes nehmen, und nach einigen Berathungen mit ihrem Manne sagte der: „Sie wird Ihnen etwas von Gluck vorsingen.“ Die Prinzess von Gotha war unterdess noch dazu gekommen und so gingen wir fünf durch die Corridors und Zimmer bis zu dem Wohnzimmer der Königin, wo neben dem Klavier ein gewaltig dickes Schaukelpferd stand und zwei grosse Vogelbauer und Bilder an den Wänden und schön gebundene Bücher auf den Tischen und Noten auf dem Klavier. Die Herzogin von Kent kam dazu, und während die sprachen, krame ich ein wenig unter den Noten und finde mein allererstes Liederheft darunter. Da bat ich nun natürlich, sie möchte lieber was daraus wählen, als den Gluck, und sie that es sehr freundlich, und was wählte sie? „Schöner und schöner“,*) sang es ganz allerliebste rein, streng im Takt und recht nett im Vortrag; nur wenn es nach „der Prosa Last und Müh“ nach *d*

*) Eins der Lieder, welche unter Felix' Namen von seiner Schwester erschienen sind.

runter geht und harmonisch heraufkommt, gerieth sie beide Male nach *dis*, und weil ich's ihr beide Male angab, nahm sie das letzte Mal richtig *d*, wo es freilich hätte *dis* sein müssen. Aber bis auf dies Versehen war es wirklich allerliebste, und das letzte lange *g* habe ich von keiner Dilettantin besser und reiner und natürlicher gehört. Nun musste ich bekennen, dass Fanny das Lied gemacht hatte (eigentlich kam es mir schwer an, aber Hoffahrt will Zwang leiden) und sie bitten, mir auch eins von den wirklich Meinigen zu singen. „Wenn ich ihr recht helfen wollte, thäte sie es gern,“ sagte sie und sang: „Lass dich nur nichts nicht dauern“ wirklich ganz fehlerlos und mit wundernettem, gefühltem Ausdruck. Ich dachte, zu viel Complimente müsse man bei solcher Gelegenheit nicht machen und dankte bloss sehr vielmal; als sie aber sagte: „Oh, wenn ich mich nur nicht so geängstigt hätte, ich habe sonst einen recht langen Athem,“ da lobte ich sie recht tüchtig und mit dem besten Gewissen von der Welt, denn gerade die Stelle mit dem langen *e* am Schluss hatte sie so gut gemacht und die nächsten drei Noten auf einen Athem herangebunden, wie man es selten hört, und darum amüsierte mich's doppelt, dass sie selbst davon anfing. Hierauf sang Prinz Albert: „Es ist ein Schnitter, der heisst Tod“ und dann sagte er, ich müsste ihnen aber noch vor der Abreise was spielen und gab mir als Themas den Choral, den er vorhin auf der Orgel gespielt hatte, und den Schnitter. Wäre es nun wie gewöhnlich gegangen, so hätte ich zum Schluss recht abscheulich schlecht phantasiren müssen, denn so geht's mir fast immer, wenn es recht gut gehn soll, und dann hätt' ich nichts als Aerger von dem ganzen Morgen mitgenommen. Aber gerade als ob ich ein recht hübsches, frohes Andenken ohne allen Verdruss davon behalten sollte, so gelang mir das Phantasiren so gut wie selten; ich war recht frisch im Zug und spielte lange und hatte selbst Freude daran; dass ich ausser den beiden Themas auch noch die Lieder nahm, die die Königin gesungen hatte, versteht sich; aber es kam Alles so natürlich hinein, dass ich gerne gar nicht aufgehört hätte; und sie folgten mir mit einem Verständniss und einer Auf-

merksamkeit, dass mir besser dabei zu Muthe war, als jemals, wenn ich vor Zuhörern phantasirte. Nun und dann sagte sie: „Ich hoffe, Sie werden uns bald wieder in England besuchen,“ und dann zog ich ab und sah unten die schönen Chaisen mit den rothen Vorreitern warten und nach einer Viertelstunde ging die Fahne vom Palast herunter und in den Zeitungen stand: „*Her Majesty left the palace at 30 minutes past 3,*“ und durch den Regen ging ich zu Klingemann und hatte zu aller Freude noch die grösste, das Alles brühwarm gleich ihm und Cécile zu erzählen. Es war ein lustiger Morgen. — Noch habe ich nachzutragen, dass ich mir die Erlaubniss ausbat, der Königin die *a-moll*-Symphonie zuzueignen, weil die doch eigentlich die Veranlassung meiner Reise gewesen und weil der englische Name auf das schottische Stück doppelt hübsch passt, und dass sie, als sie eben anfangen wollte zu singen, sagte: „Aber erst muss der Papagei heraus, sonst schreit er lauter als ich singe,“ worauf Prinz Albert klingelte und der von Gotha sagte: „Ich will ihn selbst heraustragen,“ und ich entgegnete: „Das erlauben Sie mir zu thun“ (wie Cousin Wolf, Erlauben Sie mir, mir, mir!), und dass ich den grossen Käfig heraustrug zu den erstaunten Bedienten etc. etc. Es bleibt noch Vieles für mündlich, aber wenn mich nun Dirichlet für ein Aristocrätchen hält, wegen der langen Beschreibung, so schwöre ich, ich sei mehr radical als je, berufe mich auf Grote, Roebuck und auf Dich dazu, mein Mütterchen, die alle die Details gewiss so amüsiren, wie mich selbst.

Da ich so in's Beschreiben gerathen bin, muss ich noch von einem Moment sprechen, wie wir nach schöner Fahrt über's Meer in der Nacht sagen hörten, Ostende sei nur noch eine halbe Stunde entfernt und wie ich aufs Verdeck ging, stille graue See fand, Morgendämmerung mit wunderschönen Sternen und das Schiff schnurgerade auf den Leuchthurm losfahrend, der hell und weiss strahlte und unter ihm noch ein Paar rothe und gelbe Lichter, die den Hafendamm bezeichneten, und England lag hinter uns und der Kontinent, wo es auch wohl schön ist, vor uns. — —“

Im September fanden sich allmählig die zerstreuten Fa-

milienglieder wieder in Berlin ein, und sobald Felix angekommen war, gingen auch wieder die ewigen Verhandlungen wegen seines definitiven Wirkungskreises ihren endlosen Gang. Indess war er des langen Wartens müde und fest entschlossen, die Sache auf die eine oder die andere Art zu einem Abschluss zu bringen. Dies war um so nöthiger, weil er sich mit grossen Compositionsplänen trug; der Elias, dessen Gegenstand ihn schon früher beschäftigt und angesprochen hatte, lag ihm jetzt sehr im Kopf, und da wollte er wissen, ob er oder Andere in den nächsten Jahren über seine Zeit zu disponiren haben würden. Er stellte daher den Antrag, ihm nun entweder zu sagen, was er thun solle, oder es endlich klar auszusprechen, dass er nichts thun solle, da sich ein Wirkungskreis vorerst nicht für ihn finde, um dann mit Ruhe und ohne Besorgniss einer plötzlichen Unterbrechung an seine eigenen Arbeiten gehn zu können. Natürlich lautete die Antwort, wie dies bei Behördenantworten zu sein pflegt, weder Ja, noch Nein, sondern es kam wieder darauf hinaus, er solle nur warten, die Thätigkeit werde sich finden, einstweilen solle er seine 3000 Thlr. Gehalt verzehren. Grade das war ihm aber von Tage zu Tage drückender geworden und so setzte er sich denn endlich mit schwerem Herzen hin und bat um eine Abschiedsaudienz.

Damit schien denn nun freilich der entscheidende Schritt geschehen. Massow kam selbst zu ihm, theilte ihm den vom König bestimmten Tag der Audienz mit, sagte, die Sache sei nun leider abgemacht, der König sei sehr verstimmt und werde nur in wenigen Worten Abschied nehmen; und so schien sich denn Alles dazu anzulassen, dass Felix im Bösen von Berlin fortginge. Es blieb ihm nun noch die schwere Aufgabe, seine Mutter auf dies traurige Ende all' der schönen Hoffnungen und langen Verhandlungen vorzubereiten. Er verschob es bis auf den letzten Augenblick, den Abend vor der Audienz. Da endlich musste er es ihr mittheilen, ihr sagen, dass er in acht Tagen wieder in Leipzig sein würde und dass Berlin ein schöner Traum gewesen sei. Er that es auf einem Spaziergang im Garten; es griff sie sehr an; gewöhnlich war sie

sehr ruhig und äusserlich war ihr wenig anzumerken von ihrer sehr leidenschaftlichen Natur; bei einzelnen Anlässen brach diese dann um so unaufhaltsamer durch. Es war auch keine Kleinigkeit für sie: Felix war ihr grösster Stolz, ihr Abgott, sie hatte sich daran gewöhnt, ihn wieder nach langen Jahren der Trennung um sich zu haben; sie war alt und konnte nicht mehr auf ein gar zu langes Leben zählen — wie nah ihr Ende sei, konnte sie freilich nicht ahnen. Es gab eine sehr schmerzliche Scene; Fanny kam dazu, Felix rief ihr entgegen, als sie sich den Auf- und Abgehenden näherte, es sei Alles aus und vorbei, er habe seinen Abschied. Auch er war sehr bewegt und zu Thränen gerührt durch den Kummer der Mutter, den sein strenges Pflichtgefühl ihr doch nicht sparen konnte. Der Abend verging höchst traurig. Hensel hatte noch ein langes Gespräch mit Felix und erfuhr denn da erst, dass der Abschied nicht förmlich ertheilt sei, und bei seiner Kenntniss der Personen und Verhältnisse bildete sich bei ihm und Fanny, mit der er die Sache besprach, die Hoffnung aus, die Audienz beim König könne möglicherweise im entgegengesetzten Sinne entscheidend werden. Hensel ging noch spät Abends, als Alle sich getrennt hatten, zur Mutter hinüber, ihr Muth einzusprechen; zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, erwartete man den Ausgang.

Am andern Morgen holte Mendelssohn Massow ab, um sich mit ihm zum König zu begeben. Massow, der ihn aufrichtig lieb hatte, nahm in seinem Hause schon im Voraus förmlich Abschied von ihm. — Der König muss bei der Audienz besonders guter Laune gewesen sein; denn statt ihn „böse“ zu finden, wie Massow prophezeit hatte, fand ihn Mendelssohn so liebenswürdig, so vertrauensvoll, wie noch nie. Er sagte Mendelssohn auf dessen Abschiedsrede, er könne ihn zwar nicht zum Bleiben zwingen, aber das müsse er ihm sagen, dass es ihm herzlich leid thue; alle Pläne, die er, der König, auf seine Anwesenheit in Berlin gebaut habe, seien dadurch gescheitert und es risse ihm eine unersetzbare Lücke. Auf die Entgegnung, warum unersetzbar? — liess sich der König darüber weiter aus, wie grosse Stücke er auf Mendels-

sohn halte und wie er keinen Andern wisse, der seine Pläne so wie er ausführen könne und auch er werde ihm wohl schwerlich einen nennen können. Das brachte ihn denn abermals auf eine Auseinandersetzung dieser Pläne, die über Nacht in dem fruchtbaren Gehirn des Königs schon wieder eine andere Gestalt angenommen hatten; und diesmal glücklicher Weise eine solche, dass sie allenfalls ausführbar und dadurch annehmbar erschienen. Es sollte sich nun darum handeln, dem König eine Art von wirklicher Kapelle zu bilden, d. h. einen kleinen Chor von etwa dreissig ausgezeichnet guten Sängern (dem nachherigen Domchor) und ein kleines Orchester (aus der Elite des Theaterorchesters bestehend), die die Verpflichtung hätten, Sonn- und Festtags Kirchenmusik, ausserdem auch wohl noch Oratorien und dergl. aufzuführen und die er nun dirigiren, dafür Musik komponiren sollte u. s. w. — Mendelssohn, dem wohl hauptsächlich der Kummer der Seinigen am Herzen liegen mochte, ergriff sofort diesen Anhaltspunkt, der die Möglichkeit eines Ausweges bot und erwiderte lebhaft, wenn davon gleich die Rede gewesen, wenn das zu Stande gekommen wäre, das wäre ja gerade der streitige Punkt, die praktische Wirksamkeit, die er vermisst hätte. Nun war die Sache im besten Gang zu gegenseitiger Verständigung. Der König antwortete, wie er sehr wohl wisse, dass ein Musiker ein Instrument haben müsse, um darauf Musik zu machen, und ein solches Instrument von Sängern und Spielern anzuschaffen, sei seine, des Königs, Sorge. Aber wenn er es nun angeschafft hätte, so müsste er auch wissen, dass Mendelssohn bereit sei, darauf zu spielen. Er müsse gewiss sein, dass er auf ihn rechnen könne, wenn er ihn brauche, und das wäre nur dann zu machen, wenn er in seinem Dienste bleibe. Bis dahin solle er aber thun, was er wolle, nach Leipzig zurückgehen, nach Italien reisen, „Es scheint, Sie lieben das Reisen“, sagte er mehreremal, kurz, vollkommen unbeschränkt und nur seines dereinstigen Rufes gewärtig sein. Eine Erklärung verlangte der König nicht auf der Stelle; er solle sich alle Schwierigkeiten gehörig überlegen und Massow Antwort sagen. Damit war die Audienz zu Ende, deren Ausgang also Hensel

richtig geahnt hatte. Massow, der dem über eine Stunde währenden Gespräch beigewohnt hatte, war ganz roth vor Freude, konnte sich gar nicht fassen und wiederholte immer „Nein, wenn Sie nun noch an Fortgehen denken!“ — Und Felix dachte hauptsächlich an die Freude, die er seiner Mutter bereiten konnte; er kam ganz angegriffen, ganz erschöpft, aber auch ganz entzückt von der bezaubernden Liebenswürdigkeit des Königs (die ihm allerdings, nach dem Urtheil Aller, die in seine persönliche Umgebung kamen, eigen sein konnte) nach Hause zurück und erzählte das Ergebniss der Unterredung, welches Alle sehr beglückte. Namentlich seine Mutter war ebenso leidenschaftlich in ihrer Freude, in der Aussicht auf ein langes Zusammenleben mit Felix, wie vorher in ihrem Schmerz über die bevorstehende Trennung. Vorsichtig fasste Mendelssohn die ganze Unterredung noch einmal in einem Brief an den König zusammen, fixirte so die geschehenen Verhandlungen, sprach ihm seine Absicht aus, „bis das Instrument, auf dem er zu spielen berufen sei, fertig sein würde“, nach Leipzig zurückzukehren und verzichtete für die Zeit, wo er also gewissermassen nur zur Disposition des Königs stände und zu keiner öffentlichen Thätigkeit in Berlin verpflichtet sei, sondern nur einzelne Arbeiten in seinem Auftrag zu machen hätte, auf die Hälfte seines Gehalts. Es soll nicht geleugnet werden, dass, sobald er die Sache mit kaltem Blut überlegte, ihm sehr grosse Zweifel aufstiegen, ob dieser Plan nicht ebenso, wie alle früheren, sich in Nichts auflösen würde; indessen war er doch praktisch möglich, und wenigstens war so der Faden, der ihn an Berlin knüpfte, nicht durchgerissen; und durch die Verzichtleistung auf das halbe Gehalt befreite er sich von dem ihm unerträglich drückend gewordenen Bewusstsein, Geld zu empfangen, ohne entsprechende Leistungen. Denn die ihm verbleibenden eintausend fünfshundert Thaler konnten wohl nur als ganz angemessene Bezahlung für die grossen Arbeiten angesehen werden, die er von Leipzig aus für den König machte und die vorläufig in der Komposition der *Athalia*, des *Sommernachtstraumes* und des *Oedipus* bestanden und als Entschädigung für die Unmöglichkeit, in

die er doch durch diese Fortdauer des Berliner Provisoriums versetzt war, andere Anerbietungen zu dauernder Stellung, z. B. die sehr liberalen des Königs von Sachsen, welche um diese Zeit an ihn herantraten, anzunehmen.

Ende Oktober verliessen Felixens Berlin, er selbst mit der Absicht, schon am 14. Novbr. zu Fanny's Geburtstag wieder in Berlin zu sein. Statt dessen kam folgender Brief:

Leipzig, 16. Novbr. 1842.

Liebe Fanny!

„Leider konnte ich den 14ten nicht mit Dir zubringen und nicht einmal schreiben konnte ich zu dem Tage, weil ich am 13ten ganz unvermuthet nach Dresden musste und nicht schreiben wollte, ohne beiliegenden Cherubini, den Du Dir ja gewünscht hast, mitzuschicken. Nimm ihn denn nun noch als Nachzügler freundlich auf und erinnere Dich meiner bei allen schönen Stellen, d. h. ziemlich von Anfang bis zu Ende. Ich wollte die Partitur statt des schlechten Auszuges haben, aber sie ist in Deutschland nicht zu bekommen. Meinen Glückwunsch aber, liebste Fanny, sende ich Dir heut so gut, wie vor vier Tagen, morgen so gut wie heute und eben alle Tage, die ich lebe und an denen ich Gott danken kann, dass er mir eine Schwester gegeben hat, wie Du bist.

Ich musste nach Dresden, um das bekannte, schon lange ausstehende Legat für uns vom Könige loszueisen (was mir, wie ich hoffe, gelungen ist) und ihm zugleich für seine freundlichen, wohlwollenden Anerbietungen, von denen Du ja weisst, zu danken und ihm auseinanderzusetzen, warum ich sie nicht annehmen könnte. Das ist nun geschehen, ich bin von ihm auf's Liebenswürdigste empfangen worden, habe nun die Gewissheit, dass die ewig lange Angelegenheit meines hiesigen oder Berliner Engagements ohne Zwist und zu allseitiger Zufriedenheit entschieden ist, habe mich drüben mit Hübner's, Bendemann's und Franck's und etc. etc. die Paar Tage amüsirt wie ein Kaninchen, und wenige Stunden nach meiner Rückkehr ging ich wieder an die Eisenbahn, wartete zwei Stunden auf

Cécile und endlich kam sie und ist so munter und gesprächig und wohl wie nur möglich, und ich danke dem Himmel und freue mich ihrer Gesundheit und unseres Glücks. Die Kinder sind prächtig. Uebermorgen denken wir wieder in unser altes Logis zu ziehen; dass Cécile gar nicht hinüber darf, bis Alles wieder fix und fertig ist, versteht sich von selbst.

Sag Paul, ich wäre neulich Abend wieder mit W. im Tunnel gewesen und der hätte ihn zurückgewünscht; ich hätt's auch gethan. Es gab Schoten mit Talg, und Blumenkohl mit Seifenschaum. Ferner Pastetenteig, wo gar nichts drin steckte, und eben solche Reden und Toaste.

Und nun lebe wohl; sei so gesund, so glücklich, so froh in dem ganzen Jahre und in allen Jahren Deines Lebens, wie Du alle die Deinigen glücklich und froh machst, und wie ich's Dir vor Allen zu danken habe und niemals genug danken kann. Auf baldiges Wiedersehn.“

Dein

Felix.

Es war anders bestimmt, und das Wiedersehn wurde ein trauriges; denn Felix fand seine Mutter nicht mehr am Leben, als er zurückkehrte.
